Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 4 (1999)

Artikel: Weg von theoretischem Denken, hin zu praxisrelevanten Zusammenhängen

Autor: Sottas, Beat

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007481

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weg von theoretischem Denken, hin zu praxisrelevanten Zusammenhängen

Interview mit Beat Sottas

Beat Sottas, Dr. phil. I (Ethnologie), Projektoberleitung des Forschungsinformationssystem ARAMIS (Datenbank aller öffentlich finanzierter Forschungsvorhaben: Bund, ETH, Nationalfonds, KTI, später eventuell auch Fachhochschulen und Universitäten), im Bundesamt für Bildung und Wissenschaft. Leiter mehrerer ethnologischer und entwicklungssoziologischer Forschungsprojekte in Kenia, Evaluationen von Wissenschaftsbereichen und politischen Führungsstrukturen (unter anderem im Auftrag des Bundesrates), Präsident der Schweizerischen Afrika-Gesellschaft, mitbeteiligt am Schwerpunktprogramm «Umwelt». Wissenschaftliche Interessensgebiete: Diskursananlysen zu Macht und Politik, Netzwerke, Forschungspolitik. Seine gesamte Forschungsarbeit hat sich im Bereich transdisziplinärer Forschungen abgespielt.

Welche Funktion erfüllt Ihrer Meinung nach ein Leitbild in der integrationspolitischen Diskussion?

Ich kenne die konkreten Leitbilder von Bern, Basel und Zürich nicht. Ein Leitbild zur Integration ist auf alle Fälle wünschbar, die Frage ist eher, ob sich daraus praktische Konsequenzen ergeben oder ob es sich nicht einmal mehr um eine intellektuelle Angelegenheit handelt, die völlig abgeschirmt von der politischen Realität stattfindet. Ist es normativ oder erlaubt es, sich in die konkrete Praxis tatsächlich hineinzudenken? Ein Leitbild ist nur der Einstieg in einen Transformationsprozess; die EthnologInnen müssen sich aber auch an der politischen Überzeugungsarbeit beteiligen wollen, an einem politischen Prozess, der ein knochenhartes Metier ist.

Wie muss die Position der Ethnologin, des Ethnologen gegenüber gesellschaftlichen und politischen Diskursen sein – kritisch dekonstruierend oder eher kompromissbereit?

Es braucht diesen kritischen Blick. Die EthnologInnen als KulturwissenschaftlerInnen haben im Unterschied zu andern Disziplinen die Fähigkeit, dieses Hinterfragen von Zusammenhängen, den «ethnologischen Blick» auf das Fremde einzubringen. Es ist aber eine Frage der Form, wie man den andern vermitteln kann, dass dies eine interessante, weiterführende Art zu denken ist. Man muss in Politik und Verwaltung partizipativ vorgehen, um zu lernen, wie man sich zum Beispiel in der Verwaltung ausdrückt, welche Wahrnehmungsmuster dort vorherrschen, wer aufgrund welcher impliziter und expliziter Annahmen welche Prioritäten setzt, wie EntscheidungsträgerInnen Fakten und Vorurteile gewichten.

Welche sozialwissenschaftlichen Konzepte sind innerhalb Ihrer Arbeit grundlegend?

Was ich von der Ethnologie mitgebracht habe, ist für mich sehr hilfreich. Ich habe heute aber zu wenig Zeit, um mich mit ethnologischer Theoriebildung zu beschäftigen; die Durchsickerungseffekte aktueller Theoriedebatten sind relativ zufällig. Ich bin nur noch über das Schwerpunktprogamm «Umwelt» involviert; wichtig sind in diesem Bereich Konzepte wie das «partizipative Vorgehen» sowie Fragen bezüglich der «Zivilgesellschaft» und des Beitrags der Wissenschaft im Zugang und in der Herausbildung derselben. Diese Überlegungen nützen mir in meiner jetzigen Arbeit und es ist für mich ein Evaluationskriterium, ob Auftragsforschung dies einlösen kann.

Sie verwenden «Zivilgesellschaft» als zentrales Konzept. Wie definieren Sie «Kultur»?

Ich bin von einem Kulturkonzept geprägt worden, das von funktionalen Institutionen ausgeht. Später habe ich interaktionistische Konzepte entdeckt und gesehen, wie nahe diese auch bei dekonstruktivistischen Auffassungen sind. Bei der Verwendung des Kulturbegriffs kommt es immer darauf an, in welchen Kontext man diesen stellt, wie man ihn einsetzen muss. Ich sehe «Kultur» als sinnhafte Strukturen und sinnstiftendes Wissen, das generiert, interpretiert, weitergegeben und zum Teil zielgerichtet mobilisiert wird. Auf der Verwaltungsebene zum Beispiel werden Verwaltungskulturen generiert und gepflegt. Dort findet diese Sinnstiftung vielfach implizit, aber zum Teil auch sehr explizit statt; man kann auch von regelrechter Disziplinierung sprechen. Die Wahrnehmung von Prozessen und ihr Verstehen ist für mich handlungsleitend. Wo EthnologInnen sich nicht von solchen Kulturdefinitionen leiten lassen und wo sie nicht danach fragen, wie diese Definitionen operationalisiert werden, können sie keinen Beitrag leisten.

Haben Sie während Ihrer Verwaltungsarbeit die Erfahrung gemacht, dass einzelne Konzepte oder auch Datenmaterial weggelassen werden mussten, weil sie nicht in das Forschungsprojekt passten?

Das habe ich gerade bei den Studien im Auftrag des Bundesrates gemerkt. Das Interesse war sehr punktuell, nicht die Frage nach dem, was *nice to have* wäre, war entscheidend, sondern das *need to have* im Sinne einer möglichst gradlinigen, politikkonformen oder opportunistischen Entscheidungsfindung. Was auch noch hätte gesagt werden können, interessierte nicht, das wurde einfach weggelassen. Das ist Ausdruck von Machtverhältnissen. «Zivilgesellschaftliche» Ansprüche und die Transparenz von Verwaltungshandlungen sind mir aber ein zentrales Anliegen. Hier fallen mir Kompromisse schwer. Dieses Bemühen um Transparenz ist eine meiner Motivationen, die ARAMIS-Datenbank rasch in einen Nutzbetrieb zu überführen, um Grunddaten und

Erkenntnisse sowohl den politischen EntscheidungsträgerInnen, als auch der *scientific community* zur Verfügung zu stellen.

Haben Sie eine eigene Konzeption, was «Integration» beinhalten soll?

Wenn Sie Integration des Fremden oder der Fremden meinen, habe ich keine Konzeption von Integration, aber ich habe vor vielen Jahren mit Vietnamflüchtlingen zu tun gehabt und bin der Meinung, dass man dieses Nebeneinander durchaus im Sinne eines multikulturellen Nebeneinanders stehen lassen muss. Ich hatte damals Probleme mit der lokalen Begleitgruppe, die im Grunde eine Assimilation der Leute wollte. Auch im Politischen schwingt für mich die alte Assimilationsdebatte nach; vielfach gibt es neue Konzepte, aber erwartet wird eine rasche Anpassung ohne aufzufallen. Diese Art von «biologistischer Konstruktion» der Schweiz als heiles Ganzes, bei welcher man die Brüche von heute nicht wahrhaben will, ist sehr rückwärtsgewandt, reaktionär, auf der Suche nach traditionalem Aufgehobensein. Wir leben in einer pluralistischen Welt und Gesellschaften werden pluralistisch, das ist eine Folge der Globalisierung.

Sie arbeiten seit über zwei Jahren in der Verwaltung. Könnten Sie sagen, inwiefern ethnologische Forschung im Auftragsbereich sinnvoll ist?

Ich würde nicht nur sagen, sie ist sinnvoll, sondern sie ist zwingend nötig. Aktuell erlebe ich im Verwaltungsalltag den Paradigmenwechsel von einem juristisch normativen Weltbild, wo die Welt «funktioniert», hin zu einem extrem betriebswirtschaftlichen Denken. Man vergisst heute vielfach, dass es einen Sinn und Strukturen gibt hinter dem Funktionieren von Institutionen. EthnologInnen könnten hier wichtige Impulse für eine kritische Reflexion der Wirkungen der Verwaltungsprozesse im allgemeinen und der Interaktion zwischen Verwaltung und Gesellschaft im speziellen geben.

Welche Vorteile bringt die Arbeit im Auftragsbereich?

Vorteile würde ich einmal darin sehen, dass Arbeit im Auftragsbereich grundsätzlich ermöglicht, Ideen in Politikfelder einzubringen, was für das Selbstbewusstsein durchaus förderlich ist. Zudem hat sie eine bestimmte Praxisrelevanz, ist anwendungsorientiert, führt weg von einem abgehobenen, kontextlosen, theoretischen Denken und hin zu Zusammenhängen. In einer modernen Terminologie würde ich sagen, Auftragsforschung ist «transdisziplinär». Man scheut nicht davor zurück, die nicht-wissenschaftlichen Bereiche miteinzubeziehen.

Stichwort «Selbstüberschätzung der Wissenschaft»: Was sagen Sie dazu?

Das Problem von Wissenschaft im allgemeinen ist für mich, dass man in einer heilen Welt aufwächst und dazu sozialisiert wird, diesen limitierten Realitätsausschnitt als die ganze Welt zu betrachten. Wenn man zwar «Antworten» hat, aber ignoriert, was die Nachfrage sein könnte oder wenn man nicht kommunizieren kann, welchen Beitrag man zu einer bestimmten Debatte leisten könnte, dann überschätzt man sich grundsätzlich. Im Moment haben gerade die Geisteswissenschaften, auch die Ethnologie, ein schlechtes Image, während die Betriebswirtschaft am allernützlichsten zu sein scheint. Ich habe grosse Zweifel an diesem Nützlichkeitsdenken. Die Realität ist jedoch, dass die Wissenschaft sich der Diskussion mit der Praxis und den politischen Entscheidungsmechanismen nicht mehr verweigern kann.

In welche Diskussionszusammenhänge soll sich die Ethnologie einbringen?

Heutzutage findet in der Gesellschaft ein Prozess statt, in welchem Mainstream-Bereiche viel stärker gewichtet werden. Wenn die Ethnologie nur zu Randgruppen und marginalen Kategorien etwas beizutragen hat, dann ist sie nicht in einem gesellschaftlich als relevant empfundenen Diskussionszusammenhang drin. Soll man sich nun in der Themenwahl mehrheitsfähig verhalten oder nicht? Ein Engagement der Ethnologie in Kern- oder Machtbereichen der schweizerischen Gesellschaft, finde ich heute zwingend. Ich denke an Politik, «Blocherismus» ist dabei nur ein Beispiel. Leitbilder zur Integration mögen im Moment politisch hochaktuell sein, stehen für mich aber wieder in einer Tradition der Ethnologie, die sich mit marginalen Themen beschäftigt. EthnologInnen müssen sich mehr mit Macht auseinandersetzen. Im Zusammenhang mit Integration die Machtfrage stellen, hiesse, nicht zu fragen, wie läuft Integration, sondern, wieso läuft Integration so, wie sie läuft. Ethnologie hat viel zum Verständlichmachen, Sichtbarmachen von Prozessen beizutragen. EthnologInnen sollen sich in relevante Zusammenhänge einbringen, sich auf gesellschaftliche und politische Fragen konzentrieren und sich in einer primär nicht-akademischen Art und Weise dazu äussern.

Wie können ethnologische Forschungsresultate einem nicht-akademischen Publikum oder der Verwaltung besser verständlich gemacht werden?

Wahrgenommen wird heute nur das, was in Form eines kleinen Berichtes erscheint, möglichst in schönen Häppchen, die man servieren kann – eine nicht-akademische Form der Berichterstattung, die dann irgendwo in einen «Entscheid-Vorbereitungsprozess» einfliesst. Die Leute sind heute «Zahlenfetischisten» und wollen lieber die kurze Statistik als eine kurze, dichte Beschreibung. Es ist leichter, einen Zusammenhang zu erklären, wenn man auf zwei Seiten drei Diagramme und vier Sätze dazu macht. Die Ethnologie muss dem begegnen; mit einem ethnologischen Verständnis hat man andere Ansprüche an die Art der Darstellung. Das Suchen und Finden wirksamer Formen, die rezipiert werden, bedingt einen Lernprozess, der unbedingt auch in das Ethnologiestudium einfliessen muss.